

Prof. Dr. Jan-Hendrik Olbertz  
Humboldt-Universität zu Berlin

## Festvortrag

auf der Bibliothekskonferenz  
Berlin-Brandenburg  
am 23. Oktober 2017  
(Innovationspreis 2017)

Als ich mich auf diesen Festvortrag vorbereitete, habe ich als erstes überlegt, was Sie hier zusammengeführt hat: Die Angst vor dem Verschwinden des Buches? Eine selbstbewusste Vergewisserung darüber, dass das Buch schon seinen Platz (oder wenigstens seine Nische) im digitalen Zeitalter finden werde? Oder doch eher ein Rufen im Walde?

Es ist auf jeden Fall nicht das erste Mal, dass ein technologischer Fortschritt zunächst als Gefahr für das Althergebrachte angesehen wurde, aus dem er eigentlich erwachsen war. Oft genug erwies sich diese Sorge als unbegründet, denn

- an den Universitäten hat sich die Vorlesung auch nach Erfindung des Buchdrucks gehalten,
- kein Kunstmaler wurde durch das Aufkommen der Fotografie arbeitslos,
- das Theater spielte weiter, als die bewegten Bilder der Kinos aufkamen,
- das Kino wiederum hat – entgegen aller Unkenrufe – das Fernsehen überlebt,
- ja, und selbst das Internet konnte dem Buch bisher im Grunde nicht so viel anhaben wie anfangs befürchtet.

Trotzdem sollten wir nicht allzu beruhigt sein. Deshalb wollte ich auch zuerst einen opulenten Festvortrag mit großen historischen Bezügen halten, ein leuchtendes Commitment ad librum. Zumal – das sage ich als Erziehungswissenschaftler – aus dem aufkommenden Bibliothekswesen im 15. Jahrhundert einst sogar eine eigene pädagogische Disziplin erwachsen ist, die HODEGETIK, von der heute kaum noch jemand etwas weiß. Ich will das kurz anreißen, dann aber doch zu einem anderen Thema übergehen.



Dabei handelt es sich um eine Traditionslinie universitätspädagogischen Denkens, die in der Renaissance ihre Wurzeln hat, vor allem aber in der Aufklärung zur Blüte gelangte (im folgenden vgl. Olbertz 1994). Vom griechischen „hodos“ (der Weg) hergeleitet, bestand das Anliegen hodegetischer Vorlesungen und Schriften, wie sie seit dem 17. Jahrhundert von den Lehrstühlen für Philosophie mehrerer deutscher Universitäten ausgingen, in einer „Wegweisung“ für neuimmatrikulierte Studenten in die Kunst des Studierens (insbesondere des Lesens) und in eine an aufklärerischen Maximen orientierten akademischen Lebensweise. Ähnlich geartete Anliegen firmierten unter den Begriffen allgemeine Propädeutik, „Isagogik“ sowie – für die Aufklärungsliteratur charakteristisch – „Paränesen“ (also Ermahnungen, Ermunterungen, Ratschläge) für die studierende Jugend.

Vor allem die Erfindung des Buchdrucks 1450 hat der Hodegetik den Weg bereitet. Erste hodegetische Konzepte – stets unmittelbar an die Studierenden gewandt – finden wir schon 1484 bei Rudolf Agricola („De formando studio“) und 1497 in der Schrift „De ratione studii“ des Erasmus von Rotterdam. Solche Impulse folgten zunächst einem ganz praktischen Motiv, das aus den wissenschaftskundlichen und

-didaktischen Anfängen der Bibliothekswissenschaft erwuchs. Mit dem Anwachsen der Bücherbestände mussten in wachsendem Umfang bücherkundliche Unterweisungen einhergehen, um die Studierenden mit Regeln und Techniken der Bibliotheksnutzung, Aufstellungskriterien etc. vertraut zu machen, sie aber auch in die Methodik der wissenschaftlichen Lektüre einzuweisen. So stammen die ersten hodegetischen Entwürfe aus der Feder von haupt- und nebenamtlichen Bibliothekaren bzw. Inspektoren der Universitätsbibliotheken.

Das Anliegen solcher bücherkundlichen Unterweisungen dehnte sich bald auf eine vernünftige Studierpraxis im übergreifenden Sinne und vor allem auf ein richtiges Wissenschaftsverständnis aus. Die erste umfangreiche Hodegetikkonzeption (immerhin über 700 Seiten stark) stammt von dem Historiker, Juristen und Bibliotheksinspektor Martin Schmeizel (1679-1749) und erschien 1738. Ihr Anliegen bestand darin, „einem jeden rechtschaffenden Akademischen Studenten eine heylsame Instruktion zu ertheilen, wie er seine Academische Studien und Leben, einzurichten habe ...“. Wortgewaltig polemisierte Schmeizel dagegen, „die Gemüther junger Studenten nur so vor sich hin passive zu tractiren und ihr Gedächtniß mit einer Menge theoretischer Neigungen und Dinge auszufüllen“ (ebd., S. 13 f.).

Das war nun genau der Satz, der mich veranlasst hat, das Ruder umzuwerfen und mit diesem Vortrag doch direkt dem digitalen Zeitalter ins Auge zu sehen, das für die Zukunft des Buches und der Bibliotheken ein ausschlaggebender Faktor ist – aber nicht als Bedrohung, sondern als Herausforderung. Denn heute ist es ja mehr denn je der Fall, dass Schüler und Studierende vom Internet und den sozialen Netzwerken „passive tractiert“ werden, anstatt sich nachdenklich in die Dinge zu vertiefen, die bedeutsam sind. So bedarf es an den Universitäten einer neuen Hodegetik, einer „Hodegetik für das digitale Zeitalter“.

Es ist ja beim besten Willen nicht übertrieben, von einer „digitalen Revolution“ zu sprechen, die wir gerade durchleben, denn die Digitalisierung hat inzwischen sämtliche Bereiche des täglichen Lebensvollzuges erreicht und in gewisser Weise „erobert“. Ich gehöre zu den letzten, die das beklagen, profitiere ich doch selbst in mannigfacher Beziehung davon: Ich surfe durch Literaturdatenbanken, navigiere mich durch den Straßenverkehr, verwalte Konten über das Internet, vergleiche auf virtuellen Märkten Preise, buche Flug- und Bahntickets elektronisch. Und wenn ich etwas nicht weiß, rufe ich *Wikipedia* auf und schließe

in Sekundenschnelle fast jede Wissenslücke – oder gebe mich zumindest dieser Illusion hin.

Gerade an *Wikipedia* konnte ich vor etwa einem Jahr im Rahmen eines Streitgesprächs mit dem Deutschlandchef von Wikipedia, Christian Rickerts, heute Staatssekretär für Wirtschaft, Energie und Betriebe der Berliner Senatsverwaltung, eine Reihe von Fragen richten – in gewisser Weise stellvertretend für vergleichbare Plattformen bzw. digitale Wissensspeicher (vgl. Olbertz/Rickert 2016). Es waren übrigens sieben, denn diese analoge Referenz an das Märchen konnte ich mir nicht versagen:

**Erste Frage:** Wie verändern sich unsere *Wissensstrukturen* und unser *Verhältnis zum Wissen*, wenn es in unlimitedem Zugriff gleichsam „fertig“ außerhalb unserer selbst liegt und wir nur noch in ein entsprechendes Reservoir greifen müssen, um eine Wissenslücke zu schließen, also wenn man es nicht mehr verinnerlichen muss, sondern in einem externen Speicher abgelegt kann, es dann aber für spontane oder akute Anforderungen nicht mehr parat hat?

**Zweite Frage:** Wie ändern sich unsere *Fragen* und vielleicht auch unsere Fragehaltung, wenn wir Fragen nur noch an bereits vorhandene und problemlos zugriffsfähige Wissensbausteine richten, nicht aber an *nicht-vorhandenes* Wissen, wie es in elektronischen Wissensdatenbanken in der Regel nicht vorkommt?

**Dritte Frage:** Wie kann gesichert werden, dass die Vielfalt des z. B. von Wikipedia zusammengetragenen Wissens auch die Möglichkeit eröffnet, Aussagen zu überprüfen beziehungsweise ihre ihren *Wert* zu bestimmen? Es handelt sich bei der *Menge* des Wissens ja nicht um Wissen gleichwertiger *Güte*, sondern es gibt Wissenshierarchien, also bedeutsames und weniger bedeutsames Wissen, wertvolles und wertloses, nützliches und weniger nützliches. Wie lernen junge Menschen, die mit Google und Wikipedia aufwachsen, entsprechende Ordnungsprinzipien zu entdecken bzw. selbst aufzustellen?

**Vierte Frage:** Wie bleibt das Bewusstsein dafür offen, wie Wissen überhaupt entsteht? Wikipedia basiert auf der Präsentation von *Resultaten* der Wissenschaft oder des Nachdenkens anderer. Die Plattform kann aber nur in Grenzen die Wege aufzeigen, die zu diesem Wissen führten. Elektronische Wissensdatenbanken zeichnen sich durch *Methodenabstinenz*, wenn nicht *Methodenlegasthenie*, aus.

**Fünfte Frage:** In welcher Art von Wettbewerb stehen die bei Wikipedia präsentierten Wissensbausteine *zueinander*, und gibt es überhaupt einen Mit- oder Wettbewerber für Wikipedia, zum Beispiel um Qualität, sinnvolle Ordnungsprinzipien, nachvollziehbare Ableitungen oder auch die Überprüfung von Wissen? Wie wird auf solchen Plattformen Qualität gesichert?

**Sechste Frage:** Untergräbt die Schnelligkeit des Abrufs von Wissen aus dem Internet möglicherweise die Gründlichkeit und Tiefe des Nachdenkens, der kritischen Prüfung, Einordnung und Relativierung? Sind es möglicherweise nur zügige Verrichtungen, die mit einem so generierten Wissen erfolgen, nicht jedoch Reflexion und Überlegung, Relativierung und Distanz? Wie kann verhindert werden, dass der Eklektizismus des Internets in Realitätsverlust, Desinteresse oder gar Apathie mündet?

**Siebente Frage:** Wie macht das Struktur- und Funktionsprinzip von Plattformen wie Wikipedia Zusammenhänge sichtbar; können sie den Universalitätsanspruch von Wissen berücksichtigen (damit Bildung daraus wird) oder ist das nach dem ihrem enzyklopädischen Baumuster und ihrer Funktionsweise gar nicht möglich?

Zusammengefasst: Überlagern digitale Techniken unsere analogen Kompetenzen und Bedürfnisse, wie sie die Lektüre von Büchern noch eröffneten? Oder gibt es doch eine ausgeglichene Bilanz von Verlust und Gewinn; Heranwachsende erwerben heute mit ihren Smartphones in der Hand ja andere, neue Kompetenzen. Aber ob die alten „analogen“ Fähigkeiten damit überflüssig werden – sei es für das praktische Alltagsleben oder die Übung und Entfaltung der eigenen Potenziale – übrigens auch des Gehirns – sei dahingestellt.

### Schauen wir uns das – in Bezug auf Wissen und Bildung – noch etwas genauer an:

Auch wenn computergestützte Wissenssysteme in der Regel individuell abgerufen und genutzt werden, ist das digitale Zeitalter zunächst in der Tat ein soziales Zeitalter. Denn der Zugang ist offen, der Austausch über recherchierte Sachverhalte vielfältig (eben wiederum durch digitale Medien) und die Handhabung von Wissen „hochkommunikabel“, was man an sozialen Netzwerken, Blogs oder Internetforen ablesen kann. Wissen wird in diesem Zugangsmodus viel intensiver als früher ausgetauscht. Aber gleichzeitig ist zu beobachten, wie sich lauter ein-

same Menschen via Internet austauschen, ohne einander zu begegnen. Trotzdem führt diese Dynamik zu einer kompetitiven Wissenspluralität, die voller Herausforderungen – insbesondere für individuelle wie kollektive Lernprozesse – ist. Aber die Art und Weise, Wissen zu *speichern*, um es später wieder aufzurufen, ist eine ganz andere geworden, sofern es überhaupt noch gespeichert und damit bewahrt wird (vgl. Hentig 1993, S. 44).

Gleichzeitig bereitet es aber auch immer größere Schwierigkeiten, Wissen zu validieren, Wesentliches von Unwesentlichem zu trennen und sich das Entscheidende zu merken. Vor allem ersetzen digitale Wissenszugänge nicht die Notwendigkeit von Grundwissen, das man auch ohne Computer oder Smartphone parat haben sollte.

Noch etwas anderes erscheint mir wichtig: Bestimmte (analoge) Ansprüche an die Qualität von Wissen (rationale Herleitung, logische Struktur, methodische Transparenz, Überprüfbarkeit usw.) kann auch das digitale Zeitalter nicht außer Kraft setzen. Hier drohen Gefahren immer dann, wenn z. B. in Blogs Standpunkte artikuliert werden, die nicht mehr auf Plausibilität und Konsistenz verwiesen sind, sondern in emotionaler Spontanität (z. B. im Affekt) formuliert werden, sich aber ohne ihren akuten „back ground“ verbreiten, zumal der unmittelbare Einspruch oder das Gegenargument ausbleiben. Die Kommunikation im Netz ist ja weitgehend „antlitzlos“, sie kennt keine sozialen Hemmschwellen, sondern bietet Anonymität, hinter der man sich verstecken kann (auch vor sich selbst). „Politikerbashing“, Rassismus oder Hasstiraden gegen alles und jedermann sind dann die vorherrschenden Artikulationsmuster, denken wir z. B. an den „Wutbürger“. Dass andere dieselbe Meinung vertreten, nimmt er als Beweis der Richtigkeit. Das bewirkt dann eine Selbstbeschleunigung des Kontrafaktischen, die sich kaum noch aufhalten lässt – ihrerseits aber mit Ergebnissen von hoher Faktizität verbunden ist. Bestes (oder schlimmstes) Beispiel hierfür ist der „Brexit“, für mich der erste digitale Supergau, dem ein kollektives Meinungsbild zu Grunde lag, das sich digital verselbständigt bzw. „hochgeschaukelt“ hatte, während eine kritische Reflexion erst einsetzte, als es zu spät war. Im Anschluss gehört das „böse Erwachen“ mit zur Empirie, wie auch nach der Wahl von Donald Trump zum Amerikanischen Präsidenten zu beobachten ist.

Es ist also BILDUNG gefragt, und damit das Wirken von Institutionen, in denen sie maßgeblich stattfind-

det. Das sind in erster Linie *Schulen und Bibliotheken*. Sie sind die wichtigsten kulturellen Institutionen unserer Gesellschaft. Schulen verkörpern die Permanenz des Anfangs, und Bibliotheken mit jedem neu aufgestellten Buch den Anfang der Permanenz. Bewahrung und Entwicklung stehen hier so dicht beieinander wie sonst nirgendwo, und Kultur ist an diesen Orten lebendig als Fundament wie als Bewegung. Bücher sind unser kulturelle Gedächtnis – wie wir damit umgehen, verrät viel über den kulturellen Zustand unserer Gesellschaft.

Bibliotheken und Schulen sind zugleich verwandte Plätze. In beiden steht das Buch im Vordergrund, und in beiden wird *gelesen*. So gibt es in Brandenburg übrigens eine ganze Reihe schöner Beispiele der Kooperation von Schulbüchereien und öffentlicher Bibliothek, die z.T. sogar unter einem Dach betrieben werden, mindestens aber Kooperationsverträge abgeschlossen haben. Es liegt auf der Hand, dass es dabei nicht nur um organisatorische Synergien geht, sondern um neue Formen der Begegnung, Zusammenarbeit und vor allem der Kommunikation.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die *Schule*. Eine ihrer wichtigsten Aufgaben besteht in der Vermittlung von Lesekompetenz. Dabei geht es um eine elementare Kulturtechnik, die entschieden mehr beinhaltet als nur die Alphabetisierung. Lesen zielt ja nicht nur auf Entziffern, sondern auf die viel komplexere Dechiffrierung im Sinne eines verständigen, kritischen Aneignens von Textinhalten. Dann erst können wir im vollen Sinne von einer „Kulturtechnik“ sprechen, nicht nur im Hinblick auf die ‚Kultur‘, sondern auch bezogen auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Technik“, das ja eine Kunst oder Fertigkeit bezeichnet. Die berühmte „Literalität“ als Schlüsselkompetenz setzt neben der Mechanik des Lesens auf das *Verstehen* beim (und durch) Lesen. Wer diese Kompetenz nicht erwirbt, kann seine eigene Bildung nicht mehr organisieren. Bildung ist ein kumulatives Geschehen – es baut fortwährend auf dem Vorhanden auf. Wer also nicht verständig lesen und sich schriftlich mitteilen kann, wird alsbald keinen Bildungsaufwuchs erleben, also in der eigenen Entwicklung stehen bleiben. Zugleich geht es nicht nur um Lesekompetenz, sondern auch um Leselust. Nicht minder stehen die *Bibliotheken* vor neuen Herausforderungen. Zu ihren „klassischen Aufgaben“ sind neue hinzugegetreten, die mit den veränderten Ansprüchen der modernen Gesellschaft zusammenhängen. Gewiss müssen sie wie bisher unsere Bücherschätze als die entscheidenden Quellen der

kulturellen Überlieferung erhalten, erschließen und möglichst vielen Menschen zugänglich machen. Aber es reicht nicht, z. B. alte Buchbestände zu „digitalisieren“. Heute sind Bibliotheken die entscheidende Grundlage für das „Lebenslange Lernen“ in der „Wissensgesellschaft“, die sich ungeachtet dieser stolzen Selbstdefinition für mich eher dadurch auszeichnet, dass immer mehr Menschen immer weniger wissen, zumindest aber für das Wissen kein adäquates Ordnungs- und Wertungssystem mehr haben. Wissen ist ein Rohstoff. Man kann ihn veredeln zu Bildung, indem man es methodisch herleitet, ordnet und verknüpft, kritisch prüft, relativiert, an Sinn und Einsicht bindet und vor allem einbettet in ein Kontinuum von Menschlichkeit und Kultur. Das ist ohne Bücher nicht möglich.

Übrigens beginnt Lebenslanges Lernen bereits in den frühesten Lebensjahren. Schon hier leisten Bibliotheken einen wichtigen Beitrag der Heranführung von Kindern an das Lesen und an Literatur. Allerdings können sie nicht a priori darauf vertrauen; sie müssen ihr Angebots- und Aufgabenspektrum ständig erweitern und dürfen nicht auf Nutzer warten, sondern müssen mit attraktiven Angeboten auf sie zugehen. Gerade in ländlichen Regionen haben sich die Bibliotheken zu kulturellen Zentren entwickelt, die wesentlich mehr als Aufbewahrungsorte von Büchern sind. Dazu gehören auch z. B. Fahrbibliotheken und Bücherbusse, wie sie einige Landkreise Brandenburgs bis heute unterhalten.

Das Aufgabenspektrum der Bibliotheken hat sich in den letzten 20 Jahren z. B. auf die Bereitstellung von Videos, DVD's und CD's erweitert, heute wird die Online-Ausleihe ausgebaut, und an vielen Orten sind die Bibliotheken auch Knotenpunkte schneller Breitband-Verbindungen im elektronischen Netz. Aber auch Lesungen, Diskussionsrunden, Kammerkonzerte, populärwissenschaftliche Vorträge oder öffentliche Vorführungen und Experimente und vieles mehr bereichern die Angebotspalette der Bibliotheken. Allerdings sollten sie stets darauf achten, dass sich alle ihre Aktivitäten weiterhin um das BUCH drehen. Wenn Bibliotheken z. B. zu Ausleihstationen für Nähmaschinen oder Staubsaugern werden, dann sind sie keine Bibliotheken mehr und verfehlen ihren Bildungsauftrag. Werben sie mit solchen Angeboten um Zulauf, dann sollte zumindest immer ein Buch mit im Spiel sein, sei es über die Funktionsweise von Staubsaugern oder die Geschichte von Nähmaschinen. Vom Buch und vom Lesen entkoppelte Aktivitäten gehören letztlich nicht in eine Bibliothek.



## Resümee:

Ein wiederkehrendes Missverständnis von der digitalen Welt ist, dass man sich Bildung von ihr verspricht. Bildung aber ist in ihrem Wesen analog. Mit digitalen Medien und Methoden kann man sie indes ergänzen, ausbreiten und befördern.

Das Buch wird aus diesem Grund überleben, es widersetzt sich einer zügellosen Dynamik und steht dafür in einer produktiven Spannung zum jeweils unmittelbaren Hier und Jetzt. Es verlangt reflexive Distanz, weil es sich nicht selbst unmittelbar verändern und anpassen kann. Ein Buch lässt sich nicht ohne weiteres „updaten“. So verlangt es dem Leser oder der Leserin selbst die Übersetzungsleistung zwischen seinem Erscheinen und dem Augenblick ab, in dem er oder sie es liest. Wir können darin vor- und zurückblättern, es erlaubt uns Rückbezüge, Vergleiche mit früheren Positionen oder Sichtweisen, aber auch das „Nachlesen“ und Erinnern oder Sich-Vergewissern. Dies sind für Bildung konstitutive Verrichtungen, die das (zu) schnelle Internet in der Regel nicht ermöglicht.

Auf der anderen Seite sollte man aber die Grenzen zwischen Inhalten, die das Internet bereithält, und solchen aus Büchern nicht überbetonen. Sich gegen den Siegeszug des Internets aufzulehnen hieße, sich von der Zukunft abzuwenden. Viele Vorteile der Digitalisierung sind heute allenthalben sichtbar und begegnen uns in der täglichen Lektürepraxis: Bücher (auch uralte) werden erst auf diese Weise breiten Kreisen zugänglich, in neuen Büchern finden sich Zitate aus Websites, digitale und analoge Quellen beziehen sich aufeinander. Im Übrigen garantiert das, was auf Papier gedruckt ist, allein durch diesem Umstand noch nicht Qualität; auch schwache, irrelevante, schlecht recherchierte, bedenkliche und sogar gefährliche Aussagen finden sich in Büchern. So sind Informationen und Wissen auch unabhängig vom Medium durch eigenes Nachdenken zu „veredeln“ und in Bildung zu transformieren. Es sollte gerade jungen Leserinnen und Lesern beizeiten bewusst (gemacht) werden, dass und wie dies möglich, ja notwendig, ist. Dass jedenfalls das Buch nicht totzukriegen ist, kann man schon daran beobachten, wie es sich selbst noch „papierlos“ in unsere *Notebooks* (sic.) und Tablets schleicht, z. B. als grafische „Umblätternfunktion“ oder als „Bücherregal“ für die Anordnung von „Apps“ und andere Anwendungen auf den Monitoren. Es ist und bleibt der Referenzpunkt selbst dieser modernen Medien ...

Wer also mit dem Lesen Tiefe, ja Innigkeit verbind-

et, der kommt am Buch nicht vorbei. Das fängt im Kindesalter an, schon mit dem Bilderbuch, das von einem Kind hundert-, ja tausendfach in die Hand genommen und betrachtet wird. In erster Linie sollten es daher die Eltern sein, die den Kindern Freude am Lesen – und an schönen Büchern – vermitteln und dabei selbst als Vorbilder wirksam werden.

Ich komme zum Schluss: Das Schöne an der digitalen Welt ist, dass sie analoges Denken und analogen Austausch nicht überflüssig macht – im Gegenteil, sie fordert beides geradezu heraus. Die Vorzüge und Potenziale der digitalen Welt werden erst in dem Maße sichtbar, je aufgeklärter und souveräner wir uns darin bewegen.

Ich möchte mit einem Ausspruch der Autorin Barbara Tuchmann enden: „Ohne Bücher bleibt die Geschichte stumm, die Literatur sprachlos, die Wissenschaft verkrüppelt, das Denken kommt zum Stillstand, Bücher sind Zeugen des Wandels, Fenster zur Welt, sind die Banken des Geistes, Bücher sind gedruckte Humanität“.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

## Erwähnte Literatur:

- Hentig, Hartmut von: *Die Schule neu denken*. München, Wien 1993
- Olbertz, Jan-Hendrik: *Hodegetik - hallesche Wurzeln einer universitätspädagogischen Denktradition im Licht der akademischen Freiheit*. In: Jerouschek, G./Sames, A. (Hg.): *Aufklärung und Erneuerung. Beiträge zur Geschichte der Universität Halle im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (1694-1806)*. Hanau und Halle 1994.
- Olbertz, Jan-Hendrik/Rickerts, Christian: „Wissen ist ein Rohstoff, der der Veredelung bedarf“. Ein Streitgespräch. In: *brand eins*, Heft 07/2016, Hamburg 2016, link: (<https://www.brandeins.de/archiv/2016/digitalisierung/streitgesprach-wikipedia-jan-hendrik-olbertz-christian-rickerts/>)
- Schmeizel, Martin: *Rechtschaffender Academicus, oder gründliche Anleitung, wie ein academischer Student seine Studien und Leben gehörig einzurichten habe*. Halle 1738.